

## **Beitrag Veranstaltung Mitte Museum zu „Zwangsarbeit in Mitte“ am 19.05.2022**

In Berlin gab es in den verschiedenen Kriegsjahren bis zu 3.000 Orte, wo Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter untergebracht waren. In Moabit konnten wir mit Hilfe der Datenbank des Dokumentationszentrums Zwangsarbeit über 80 von ihnen finden.

Die zur Fronarbeit gepressten Menschen ersetzten die sich im Kriegsdienst befindlichen deutschen Männer und sorgten unfreiwillig mit dafür, dass die deutsche Kriegsproduktion auf Hochtouren lief. Diese Arbeit für den Feind war für die Kriegsziele Deutschlands essentiell. Hätte diese ungeheure Ausbeutung nicht stattgefunden, wäre Nazi-Deutschland früher am Ende gewesen.

Die Zahl ausländischen Zivilarbeiter in Berlin stieg ab Mitte 1942 steil an und betrug im August 1943 über 386.000. Dazu kamen noch etwa 21.000 Berliner Jüdinnen und Juden (Zahl aus dem Jahr 1941).

Ich möchte zwei Aspekte beleuchten:

### **Lebenssituation der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen**

Die rassistische Grundeinstellung der Nazis drückte sich auch in ihrer Haltung gegenüber den Menschen aus, die sie aus den besetzten Ländern zur Arbeit nach Deutschland zwangen.

Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen aus west- oder nordeuropäischen Ländern wurden besser behandelt als Menschen aus osteuropäischen Ländern.

Während erstere oft in Wohnungen untergebracht waren, lebten Menschen aus Polen, der Sowjetunion und anderen osteuropäischen Ländern meist in Baracken oder Barackenlagern, die eingezäunt waren und bewacht wurden. Auf ihrer Kleidung mussten sie das Abzeichen „Ost“ für Menschen aus der Sowjetunion und „P“ für Menschen aus Polen tragen. KZ-Häftlinge lebten gleichfalls in streng bewachten Lagern.

Das am nördlichen Rand von Moabit gelegene sog. „Russenslager“ auf den „Gebauerwiesen“, wo heute der Großmarkt steht, war der größte Komplex. Hier waren etwa 1.500 sowjetische Kriegsgefangene untergebracht. Benachbart gab es ein Lager für ca. 500 Personen.

Die Baracken waren dabei zumeist einheitliche Holzbauten der Wehrmacht mit einer Länge von 45 m und einer Breite von 12 m bei einer Belegung mit 240 Personen. Die hygienischen Bedingungen waren miserabel: 30 Menschen teilten sich ein Abortloch, vier bis fünf Menschen einen Spind, es gab nicht für alle Stühle. Die Menschen schliefen auf Holzpritschen mit Strohsäcken, Bettwäsche gab es in der Regel nicht. Die Heizmöglichkeiten waren oft ungenügend.

Am Friedrich-Krause-Ufer wurde eines von 15 Außenlagern des KZ Sachsenhausen errichtet, in dem Anfang 1945 etwa 700 Häftlinge lebten.

Daneben gab es viele kleinere Sammelunterkünfte in ehemaligen Kinosälen, nicht genutzten Restaurationen, leerstehende Schulen, Theater und Hallen.

Jüdische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter wurden oft in sog. Judenhäusern untergebracht. Sie lebten dort in der Regel unter sehr beengten Bedingungen.

Der 15-jährige Horst Selbiger wurde mit seinem jüdischen Vater Erich, einem Zahnarzt, seiner Mutter Erna, Nichtjüdin und Buchhalterin, und seinem Bruder Gerhard 1939 aus ihrer Wohnung am Kottbusser Damm exmittiert und in dem sog. Judenhaus in der Turmstraße 9 einquartiert. Dort lebten sie anfangs mit weiteren 23 Jüdinnen und Juden, die nach und nach deportiert wurden, und anderen nichtjüdischen Deutschen. Horst Selbiger berichtete, dass er einmal von einem im selben Haus lebenden Nazi-Mitglied im Treppenhaus als „Drecksjude“ beschimpft und ins Gesicht geschlagen wurde.

Wie sein Vater und sein Bruder musste Horst Zwangsarbeit leisten, erst in einer Fabrik, die für das Afrika-Korps Helme herstellte, dann für einen Rüstungsbetrieb Herrmann Hensler in der Hollmannstraße.

1943 wurden Vater und Söhne in der sog. Fabrikaktion verhaftet, erst in das Sammellager Synagoge Levetzowstraße und anschließend in ein ehemaliges Gebäude der Berliner Jüdischen Gemeinde in der Rosenstraße verschleppt.

Eine ungeheuer mutige Demonstration nichtjüdischer Familienmitglieder dort in der Rosenstraße erzwang deren Freilassung.

Vater und Söhne kehrten in die Turmstraße zurück und mussten wieder Zwangsarbeit leisten, Horst als Bauhelfer zur Beseitigung von Trümmern.

In einem Gespräch sagte er, nur Dank der Lebensmittelmarken seiner „arischen“ Mutter seien sie einigmaßen über die Runden gekommen.

Die Versorgung von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern mit Lebensmitteln war so erbärmlich, dass viele chronisch hungerten.

Das war gewünscht. So heißt es in einem Protokoll einer Besprechung über die Versorgung sowjetischer Zwangsarbeiter: „Der Russe ist genügsam, daher leicht und ohne schwerwiegenden Einbruch in unsere Ernährungsbilanz zu ernähren. Er soll nicht verwöhnt oder an deutsche Kost gewöhnt werden.“

Während Zwangsarbeitende aus westlichen Ländern, die etwas besser entlohnt wurden, sich auf dem Schwarzmarkt überteuerte Lebensmittel besorgen konnten, war dies für sog. Ostarbeiter kaum möglich und immer mehr von ihnen erkrankten.

Alle nicht in Lagern lebenden Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter mussten die ihnen zustehenden Lebensmittelmarken von ihrem Lohn bezahlen, ebenso Bekleidung und Schuhwerk.

Medizinische Betreuung, gab es de facto nicht. Die Sterblichkeit von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern war deutlich höher als bei der einheimischen Bevölkerung.

Während Zwangsarbeitende aus west- und nordeuropäischen Ländern nach der Arbeit sich in der Stadt relativ ungehindert bewegen durften, war dies für „Ostarbeiter“ unmöglich.

### **Deutsche Zivilbevölkerung und Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter**

Niemand konnte während der NS-Zeit in Deutschland leben, ohne den Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern auf Schritt und Tritt zu begegnen. Privater Kontakt der deutschen Bevölkerung mit ihnen war verboten.

Ausbeutung und Diskriminierung der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter wurde von der deutschen Bevölkerung weithin hingenommen oder - wie die hohe Zahl von Denunziationen bei der Gestapo zeigt - sogar begrüßt und unterstützt.

Es gab aber auch Zeichen von Solidarität. Ehemalige Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter berichteten von konkreten Hilfsleistungen wie dem Zustecken von Nahrungsmitteln.

Sinaida Baschlai, eine Ingenieurin aus der Ukraine, die bei der Firma Schwarzkopf in Berlin arbeitete berichtete über neben ihr am Fließband arbeitete deutsche Frauen: *"Sie spielten sich nicht auf, sie machten keine Unterschiede..."*

Jerzy Bukowiecki aus Polen etwa erinnerte sich: *"Es arbeitete dort auch ein alter Mann [...]. Dieser sehr sympathische alte Mann fing jede Unterredung mit 'Hitler kaputt' an. Er hasste, nicht weniger als wir, Hitler und alle Nazileute. Sein Gruß war: 'Hitler kaputt.' Allen Ausländern war er sehr sympathisch."*

Diese Beispiele machen deutlich, dass es möglich war, menschlich zu bleiben und Unterstützung zu geben. Und sie zeigen, dass die Aussage, „man konnte doch nichts tun“, nicht stimmt.